

FELDPOSTBRIEFE

DUISBURGER SOLDATEN

Den 1. 6. 1942.

Heute erhielt ich mit vielem Dank das zweite Päckchen Duisburger Tabak, das gerade rechtzeitig eintraf, da zur selben Stunde mir vom Regiments-Kommandeur in meinem Gefechtsstand das EK II verliehen wurde. Umschwirrt von Millionen von Mücken in diesem Sumpfsgebiet, schmauchten wir da Duisburger Tabak, der sich auch bei meinem Vorgesetzten regen Zugriffs erfreute, wobei ich dann dem Kommandeur, einem Baltendeutschen, von meinem Berufe und meiner Heimat berichten durfte.

Eine heißere Sonne bescheint mich jetzt, und kurze Hosen und Tropenhelme erfüllen ihre Schuldigkeit. Nach so langem Heimateinsatz sind wir froh, den Tommy einmal unmittelbar vor der Klinge zu haben. Die Anekdoten um Rommel sind Legion, und sie alle zusammen ergeben ein Bild des Mannes, wie es schöner und soldatfischer nicht sein kann. Das beginnt schon in Italien.

Zur Zeit ist Obst Trumpf, vom Pfirsich bis zur Pflaume, in Qualitäten, wie deutscher Boden sie nicht hergeben kann. Jedenfalls ist es gut, außer im Vaterland auch noch in anderen Ländern Umschau gehalten zu haben. Ich persönlich kann nun von Holland, Dänemark und Italien einiges ausagen. Man lernt Deutschland dann im höheren Sinne lieben. Ich habe sehr, sehr lange nichts vom Werk gehört, das mag an unserer Herumzigeunerei in der Welt liegen. Ich wäre dankbar für die Mitteilungen der Stadtverwaltung, sie sind ein schönes Band, das uns über 1000 Kilometer und mehr zusammenhält.

6. 6. 1942.

Ich lag längere Zeit mit meinem Bataillon in einer etwas ruhigeren Stellung, und wir alle lebten in der Hoffnung, das Pfingstfest in Ruhe verbringen zu können. Alles, sogar die Zivilisten, hatte zur Verschönerung unseres Dorfes gearbeitet, kleine Vorgärten wurden angelegt, Einfassungen mit Birkenholz in künstlerischer Form, Steingärten und dergleichen mehr. Einige Häuser hatten nach altem Pfingstbrauch Maibäume aufgestellt. Der Verforgungs-offizier hatte sogar einige Fässer Bier heranrollen lassen, damit das Fest würdig gefeiert werden konnte. Da kam in den Abendstunden des Pfingstamstags Alarm. Der Russe griff an.

Unsere Pläne sind über den Haufen geworfen. Alle Männer, die frei sind, müssen schnell ihr Sturmgepäck nehmen, und hinaus geht es in die Reservestellung, um für alle Fälle gesichert zu sein und einen Durchbruch zu verhüten. Der Kampf war heiß. Ich mußte mit einem Teil der Männer den Kameraden vorn zu Hilfe eilen. Aber der Russe hat den Angriff teuer bezahlen müssen. Vier Tage lang hat er es versucht, uns aus unserem Abschnitt zu verdrängen, es ist ihm nicht geglückt, dank der Bravour der Männer. Jetzt wird er selber so bedrängt, daß er nur die Möglichkeit hat, sich zu ergeben oder vernichtet zu werden.

Die Heimat kann auf die Taten der Männer, die ich seit drei Monaten führe, stolz sein. Sie sind alle an die 40 Jahre, hatten sonst Wache an irgend einer Stelle und hatten kaum daran gedacht, einmal aktiv in den Kampf treten zu müssen. In diesen Tagen aber sind alle Helden gewesen. Mancher hat sich das EK verdient. Ich selber bekam heute das EK I verliehen. Ich trage es mit Stolz für mein Bataillon, die Landes-schützen, die mit mir durch dick und dünn gehen und ihre ganze Kraft zum großen Gelingen einsetzen.

4. Juli 1942.

Der NSLB. tut mir durch seinen Glückwunsch zur Beförderung zum Feldwebel zuviel Ehre an. Ich bin immer noch kleiner preußischer Korporal. Das muß eine

Verwechslung fein, es gibt ja bei der Stadtverwaltung zwei Lausberger, von denen erst einer befagten Dienstgrad hat. Ich nehme aber Ihr Schreiben, für das ich trotzdem meinen schönen Dank sage, zum Anlaß, dem Bund erneut zu danken für die feine regelmäßige Belieferung mit dem »Reich«, die der Abschnitt Süd so prompt erledigt. Dann steht, glaube ich, noch mein Dank aus für ein gutes Päckchen Tabak vor etwa zwei Monaten. Das Unterlassen lag an den damaligen Umständen und wird jetzt nachgeholt. Soll ich sonst was von Rußland schreiben? Nun, über Winter und Schlamm und Kampf wird wohl schon von Kameraden so viel erzählt worden sein, daß ich nur wiederholen würde. Und über Kriegserlebnisse schreibt man am besten ganz allgemein. Was der Einzelne an Furchtbarem erlebt, das hängt er nicht an die große Glocke. Das tun lediglich gewisse Typen, bei denen dann oft das meiste nur Aufschneiderei ist. Hat Ihnen auch schon einmal jemand etwas über den russischen Menschen und sein Leben geschrieben? Nun, wir hatten jetzt im Winter und Frühjahr Gelegenheit, etwas Einblick zu bekommen, weil wir gewissermaßen auf das Zusammenleben mit ihnen angewiesen waren. Panzhütten mit Dreck und Ungeziefer sind bekannte, oft geschilderte Tatfachen. Das Komische ist, daß das Lausegetier sich an das Volk in seinen Lumpen nicht heranmacht, es zieht die bessere Wälche des deutschen Soldaten vor. Und dann stand der Pan und die Matka mit den Malinkis mit offenem Munde dabei, wenn morgens oder abends die Knackerei losging. Aber das will ich ja nicht erzählen. Vom Primitiven der Lebensweise ist auch schon viel geschrieben worden. Jedenfalls hat der Russe eine gewisse Handfertigkeit, roh und ungeschliffen, die für seine Bedürfnisse ausreicht. Z. B. haben wir unsere Schlitten im Winter nur von Pans anspannen lassen, weil keiner von uns es fertig brachte, schnell den Jochbogen mit Spucke und Stiefel und einfacher Schlinge zu befestigen. Ich glaube, Spucke und Stiefel und Schlinge sagen ihnen nichts. Das mußte man selbst vormachen. Kartoffelkas und Klewer sind auch ein Kapitel für sich. Sie sind das, wovon ein Russe leben kann. Wir haben es zeitweise auch getan. Na, mittlerweile stehen schön neue Kartoffeln auf den Feldern. Ja, die Felder sind da, wo wir im Frühjahr waren, zu großen Teilen bestellt, wie es drüben auf der andern Seite der Front damit ist, müssen wir uns jetzt einmal anschauen. Bei der Feldbestellung war sogar ein ziemlicher Fleiß festzustellen. Der Russe mußte und konnte sich sagen, das ist für mich und wandert nicht ins Kollektiv. Ich hatte jedenfalls diesen Eindruck, als unsere »Quartierwirtin« ihren Acker hinter dem Haus bestellte. Das ging ran mit der ganzen Nachbarschaft. Dafür tut man dann aber am nächsten Tage nichts. Man fragt sich manchmal, womit das Volk sich das Jahr hindurch beschäftigt. Was an großen Arbeiten getan werden muß, wird im Hau-ruck und in Bausch und Bogen gemacht, wobei es nicht auf gerade Furchen ankommt. Dann lockt schon wieder das Pietshko - so sprechen wir wenigstens das russische Wort Ofen aus. Was wäre es doch schön, sich um die armelige Hütte einen schönen Garten anzulegen, da gäb's Arbeit und Lohn die Fülle. Aber das muß wohl verboten gewesen sein. Hier und da hat man mal mitten in einem Unkrautfeld ein krummes Stück umgegraben und ein paar Zwiebeln und Rüben angepflanzt. Aber das sind Rosinen im Kuchen. Ich mußte so ein paar Quadratmeter von dieser fetten Erde daheim haben, meine Frau brauchte nicht mehr auf den Markt zu gehen. Man nimmt das alles hier so auf, teilnahmslos, fast als bedeutungslose Begleiterscheinung. Nachdenken ist überhaupt nicht Soldatensache. Das Kampfgeschehen steht bei allem, was uns umgibt und was wir so »am Wegesrand« sehen, im Vordergrund.

Der Kampf geht weiter und bringt uns - hoffentlich! - bald den Sieg im Osten.

Den 6. Juli 1942.

In aller Eile die Mitteilung, daß ich mich noch wohlauf befinde. Bir el Hacheim, El Adem, diese schweren Tage liegen nun glücklich hinter uns. Marfa=Matruk mit seinen riesigen Beutezahlen ist uns noch frisch in Erinnerung.

Im übrigen bitte ich von Sendungen an mich abzulassen; 1. bin ich Nicht-raucher, und 2. hat jeder Afrikaner soviel an Beute, wie Ihr es Euch gar nicht vorstellen könnt, Zigaretten, Obst, Keks, Cornedbeef in Massen. Es fehlen nur die Illustrierten.

Den 19. 7. 1942.

Die letzte Woche im Angriff war hart. Aber mein altes Soldatenschwein war wieder in der alten Form bei mir. Ich hatte mir den Einsatz erkohnt und kam ausgerechnet zu der Division, die den Schwerpunkt hatte, und ausgerechnet mein Bataillon stand wieder im Schwerpunktregiment.

Nach einigen Tagen Abwehr in Schlamm und Wasser wurden wir abgelöst und marschierten in den neuen Bereitstellungsraum. Der erste Angriffstag brachte mir trotz heftiger Gegenwehr im Urwald - mit unterstellter Panzergruppe und Artillerie - einen großen Erfolg. Ich hatte ein weit gestecktes Angriffsziel bekommen, und kein Mensch rechnete damit, daß ich es erreichen würde. Aber schon um die Mittagszeit konnte ich dem Regiment melden, daß ich R . . . erreicht hätte. Dann kam allerdings ein Panzerangriff von hinten, und es wurde etwas kritisch, weil er mir zwei Geschütze zerstörte und auch sonst Unheil brachte. Mein Ordonnanzoffizier wurde schwer verwundet, ebenso mein Gefechtschreiber. Mein Zeigefinger bekam nur ein Splitterchen ab. Was wäre aber aus meinem Bataillon geworden, wenn die Russen mich auf dem grundlosen Wege im Urwald gepackt hätten! Mir läuft es noch kalt über den Buckel, wenn ich daran denke.

Am dritten Tage bekam ich die Aufgabe. Ich bekam eine Panzergruppe, eine Abteilung Sturmgeschütze, eine 7,5 Zentimeter-Pak und eine Batterie unterstellt. War ich stolz! Eine solche Streitmacht bekommt ein kleiner Bataillons-Kommandeur nur selten in die Hand! Mein Auftrag lautete: Ohne Rücksicht auf Verluste vorwärts, die Verbindung mit der von der anderen Seite kommenden motorisierten Division aufnehmen, Kessel schließen! - Das Loch war 20 Kilometer breit. Der Russe lag links der Vormarschstraße in 150-600 Meter Entfernung. Es wäre uns dreckig gegangen, wenn er aufgepaßt hätte. So gab es nur wenig Verluste. Der Jubel bei den Kameraden auf der anderen Seite war groß. Wir hatten es geschafft! In seiner Wut beschloß der Russe uns mit der Stalinorgel, und mir schoß er das Haus, hinter dem ich eine Zigarette rauchend saß, vom Hintern weg. Am Abend brannte der Himmel. Er zündete seine Lager an. Stuka halfen nach. Der Kessel wurde immer enger um den Russen. Wir lagen gerade an der Stelle, an der starke russische Offizier- und Kommissargruppen (100-300 Mann), darunter der Stab der 39. Armee, auszubrechen versuchten, Tag und Nacht, mit einer maßlosen Erbitterung! Das waren sorgen- und kampfvolle Tage und Nächte. Ich hatte im Urwald bei einer Breite von 3,5 Kilometer und einem durch Ausfälle geschwächten Bataillon nur 3-5 Meter Schussfeld. Dazu kam Bodennebel. Der russische Generalstabschef und sein Ia, sowie zahlreiche Offiziere, auch Frauen im Offiziersrang, blieben auf dem Knüppeldamm, der uns trennte, liegen. Es waren grauenhafte Bilder. Leider haben wir den Oberbefehlshaber nicht bekommen, so sehr wir ihn gesucht und gejagt haben.

Die eigenen Verluste waren angesichts der hohen Aufgabe gering, wenn auch bitter. Es ist schade um jeden deutschen Jungen, der im Kampf gegen diese Ruffentiere fällt. Unser Toten ruhen auf einem eigenen kleinen Ehrenfriedhof.

Die Schlacht ist beendet. Wir sammeln Gefangene und Beute, alles liegt in den Wäldern zerstreut. Heute habe ich 140 Pferde erbeutet, etwa 1300 Gefangene, viele Offiziere sind abgeliefert. Wir können Läufe fangen, uns waschen, Wäsche wechseln - während der Kampftage waren Schlafen, Waschen und Rasieren unbekannte Begriffe - und Briefe schreiben. Ein Aufatmen nach diesen harten Wochen. Was nun wird, müssen wir abwarten. Ganz außer Zweifel ist die haushohe Ueberlegenheit des deutschen Soldaten. Er müßte nur etwas von der Verschlagenheit des Russen haben. Wir lernen aber.

Schlimm ist die Mückenplage. Alles ist zerstoehen, Gesicht, Hände, Beule an Beule, trotz Mückenschleier und Handschuhen. Das ist schlimmer als der Krieg.

5. August 1942.

Meine Abfahrt erfolgt etwas plötzlich. Von der Landesgrenze habe ich im Landmarsch 4500 Kilometer zurückgelegt. Unaufhaltbar geht es weiter, mal angenehm, mal unangenehm von oben und unten. Staub wie in der Wüste, Menschen und Tiere zeigen sich in andern Gewändern und Formen. Kalmücken sind unsere neuesten Gastgeber. Harte Tage stehen bevor. Ich bin gesund, es geht mir gut. Allen Berufskameraden (innen) beste Grüße.

16. 9. 1942.

Heute habe ich vor der hart umkämpften Wolgastadt die beiden Päckchen mit dem schönen Böniger-Tabak erhalten. Dafür meinen besten Dank. Eine Probe wurde trotz der frühen Morgenstunde sofort genommen, und zwar zur Erwärmung und Beruhigung. Bitter kalt und stürmisch war es diese Nacht. Dazu streute der Russe mit Artillerie das Gelände ab. Beides ist recht unangenehm. Bei der einen wie bei der andern Erscheinung steigt immer die Hoffnung: es muß doch einmal aufhören und die Sonne scheinen, dann wird es umso freundlicher und friedlicher. Steppen, öde, menschenleere Gegenden hat man in diesen 3 Monaten durchstreift. Dabei hörte man von allen staubbedeckten Kriegern immer und immer wieder nur einen Ausruf: Wie ist unser Deutschland schön, und wie stolz und glücklich können wir sein!

Seit 6 Wochen kämpfen wir um die Feldbefestigungen von St. Nicht in starrer Front. Vorstoßen, aufrollen, Kessel bilden, mal links herum, mal rechts herum, an einem Tage nach allen Himmelsrichtungen vorstoßend, so ging es die ganze Zeit, bis wir endlich zur Stadtgrenze kamen. Nun sind wir teilweise schon im Stadtkern und am Strom. Ein großer Trümmerhaufen ist die Stadt, die vollständige Einnahme wird aber noch allerhand Kämpfe kosten. Die Gegend ist zur Verteidigung wie geschaffen. Weite, unbewachsene, leicht ansteigende Hänge (bis 150 Meter), durchschnitten von tiefen, steilen, engen, sich lang hinziehenden Schluchten, hat der Russe mit einem raffiniert angelegten Grabensystem, mit eingebauten Panzern und Geschützen versehen. Jedes Schützenloch wird bis zur Vernichtung der Befestigung verteidigt. Sehr oft kommt es vor, daß so eine kleine Grabenbefestigung sich noch hält und verteidigt, während der ganze Abschnitt schon längst genommen ist. Nur wenige Gruppen, denen die Kommissare nicht im Nacken sitzen, ergeben sich freiwillig.

Am unangenehmsten machen sich hier die Stalinorgel (eine Raketengeschützart) und die russischen Nachflieger bemerkbar. Ohne daß man den Abschluß hört, sausen bis 48 Granaten auf engen Raum herunter. Wehe, wenn man dazwischen ohne Deckung ist! Gut, daß dieses unendliche Land Platz für so zahlreiche Raketenfallen hat. Diese Raketengeschütze sind schwer zu bekämpfen, da sie nur aus einem Lastkraftwagen mit aufmontiertem Schienengerüst bestehen und fast nach jedem Abschluß Stellungswechsel machen. Die russischen Nachflieger sind zeitweise unangenehme Plagegeister. Wie lästige Fliegen kommen sie ohne Pausen und werfen Leuchtschirme, Brand- und Splitterbomben in rauen Mengen. Bei Tage treten sie nur zeitweise auf, dann aber in großen Scharen. Wir bieten den Russen in dieser Beziehung auch keinen schlechten Tabak an. Pausenlos brausen unsere Bomber schon seit Wochen und laden ihren Segen auf Feldstellungen, Ansammlungen und auf die Stadt ab. Ihre Unterstützung ist noch immer ausschlaggebend bei unsern Erfolgen gewesen. Schneidig, wie diese Jungens trotz starker Abwehr daherbrausen, senkrecht stürzen und wohlgezielt ihre todbringenden Lasten abladen. Ohrenbetäubend ist der Lärm der Flugzeuge, die Detonationen der berstenden Bomben, und unheimlich die schweren Staub- und Rauchwolken der Einschläge. Man glaubt, die ganze Ausgeburt der Hölle sei in Tätigkeit. Der

deutsche Soldat atmet dann befreit auf und ist stolz und voll Siegeszuversicht. Nur eine stumpfe, an Entbehrung gewöhnte, mit der Knute gedrückte und in den Tod gehetzte Masse kann solche Erschütterungen ertragen und sich dann noch wehren. Wenn sich dieser Druck löst und der Russe in Gefangenschaft gerät, sieht man, wie mächtig Artillerie und Bombeneinschläge auf ihn wirken.

Trotz dieser harten Kämpfe sind wir alle zuversichtlich und hoffen auf einen guten Abschluß.

Ich bin gesund, es geht mir gut. Danke nochmals für die ausgezeichneten Tabakpäckchen, sowie für die schnelle und regelmäßige Zustellung der Zeitung »Das Reich« durch den NSLB. Beim Erscheinen dieses friedlichen Boten werden Bilder wach. Für kurze Zeit vergißt man Gefechtsstand, Krieg und Soldaten, ist unter Berufskameraden, ist in Duisburgs Mauern, die leider so schwer in der letzten Zeit heimgefucht wurden. Auch meine Wohnung ist zweimal beschädigt worden. Zum Glück ist die Zerstörung nicht vollständig, sodaß meine Familie Anfang September die halbwegs ausgebesserte Wohnung beziehen können wird.

Den 20. 9. 42.

Von meiner Abordnung in die Steiermark möchte ich Ihnen einiges erzählen, von meiner Reise hierher und dem Leben, das hier bezaubernd leicht und - an Duisburg gemessen - übermäßig friedlich, wie aus dem Kriege herausgehoben ist.

Am 24. August bin ich bis München gereist. Die sonderbar gemischte Reisegesellschaft, aus der sich besonders ein Oberleutnant von der südlichen Ostfront und ein katholischer Pfarrer von der Mosel durch bemerkenswerte Aufgeschlossenheit anregend abhoben, wirbelte mich sofort in die Spannungen, die sich von West nach Ost, von Nord nach Süd über Deutschland, über Europa gebildet haben. 2^{1/2} Tage München boten demgegenüber relative Ruhe. Ich habe sie zum wiederholten Besuch der Großen Deutschen Kunstausstellung verwandt.

Am 27. 8. ging die Reise weiter über Salzburg durch die herrlichen Täler der Salzach, der Enns und der Mur bis nach Graz. Die wertvollsten Reisegefährten im Schnellzug Salzburg-Graz waren ein Hauptmann der Edelweißtruppen, gebürtig aus Cilli, ein SA-Hauptsturmführer aus Graz, der zur Bekämpfung von Banden im Gebirge abkommandiert war, und ein volksdeutscher Großkaufmann aus Marburg/Drau. Sie können sich denken, was diese Männer mit ihren aus eigenstem Erleben geschöpften Erfahrungen für mich als alten VDA-Mann bedeuteten. Was ich da in fünf Stunden über die Lage der Volksdeutschen im ehemaligen Jugoslawien, über den Balkankrieg vom Frühjahr 1941, über die Vorgänge in den zurückgewonnenen Gebieten Südkärntens und der Untersteiermark, über die Bandenkämpfe, den Einsatz der SS, SA und der Polizei, die Ausbürgerungen, Vertreibungen und Erschießungen und schließlich über die Ansiedlung von Volksdeutschen aus der Gottschee, aus Bessarabien und dem Buchenlande erfahren habe, das war alles so lebendig, so durchblutet, ja persönlich durchlitten, daß ich nur gespannt und ergriffen hören und miterleben konnte. Das war eine Einführung in die Probleme meiner neuen Wahlheimat, wie langes Bücherstudium mir sie so eindringlich nicht hätte geben können.

Am 28. erfuhr ich gelegentlich meiner Vorstellung bei dem zuständigen Oberschulrat, daß die Oberschule in Rann, für deren Aufbau ich vorgesehen war, nicht rechtzeitig fertig würde; ein ehemaliges serbisches Kloster, ein herrlicher Bau, wird ganz umgestaltet, jedoch unter Wahrung des baulich Wertvollen, um die Schule, ein Schülerheim und Wohnungen für Erzieher aufzunehmen. Ich sei deshalb vom Reichsstatthalter nach Fürstenfeld abgeordnet; da fehle nämlich ein Lateiner, ferner solle ich die Leitung des staatlichen Schülerheims sofort und die Leitung der staatlichen Oberschule in zwei Monaten übernehmen, und schließlich sei Kulturarbeit unter dort angesiedelten Südtirolern und Bessarabiendeutschen zu leisten. Ueber diese Eröffnung war ich zunächst wenig glücklich, weil ich mich in den Wochen seit dem 24. 6., dem Tage meiner Abordnung durch Koblenz, ganz

auf Rann eingestellt hatte, heute dagegen fühle ich mich, wie gefagt, in meinem neuen Arbeits- und Lebenskreise sehr wohl. Weil der Unterricht in Fürstenfeld erst am 2. 9. beginnen sollte, erteilte mir der Oberschulrat im Namen des Reichstatthalters einen in Rann durchzuführenden Sonderauftrag (Lagebericht), woraufhin ich noch am 28. mittags über Marburg/Drau und Cilli durch eine ganz märchenhaft schöne Landschaft nach Rann weiterreiste. Der Wien-Agramer Schnellzug, der einen noch ganz friedensmäßigen Speisewagen mitführte, erledigte die Fahrt in rund 3¹/₂ Stunden.

Rann, der letzte wesentliche Ort vor der kroatischen Grenze, Kreisstadt usw. zählt heute rund 3000 Einwohner, Altreichdeutsche, Ostmärker, Volksdeutsche und Slowenen, ein sonderbares Gemisch, das einem besonders in der Schule zum Bewußtsein kommt. Die einen können gar kein Deutsch, andere nur einen in den Volkstuminseln gepflegten uralten Dialekt, den kein Reichsdeutscher versteht, und unter den aus allen Himmelsrichtungen Deutschlands gekommenen Beamten, SS-Männern usw. herrscht eine köstliche Verschiedenheit von heimischen Mundarten und lautlichen Färbungen. Die armen Lehrer! - Der Ort hat stark balkanischen Charakter. Die Häuser, meist nur Hütten, sind ärmlich und sehr schmutzig. Alles wimmelt von Ungeziefer. Ein Hotel oder ein Gasthaus in unserem Sinne gibt es nicht. Unsere Beamten von der Verwaltung, der Post, der Bahn usw. wohnen zu zweit und zu dritt in regelrechten Löchern, unter den allerprimitivsten Verhältnissen hygienischer Art. Ich fand natürlich zunächst keine Bleibe, ich stand buchstäblich mit langem Gesicht auf der Straße, bis ich schließlich die schon bestehende, notdürftig untergebrachte Hauptschule und deren Leiter, einen NSLB-Kameraden aus Bochum, entdeckte. Bei diesem und seiner lieben Frau, die seit Februar in einem einzigen Raum haufen, fand ich alle Unterstützung und beste Verpflegung. Als Schlafraum diente mir das Schullertheiligste, das Schulleiteramtezimmer, in das wir ein von der SS enteignetes Ruhebett stellten. Mein Wschzimmer war die gegenüberliegende Klasse, in der sich ein reichlich wackeliges Holzgestell mit einer emaillierten Wschschüssel befand. Ich muß sagen, ich habe mich die drei Nächte da zwischen Büchern und Akten sehr wohl gefühlt: es gab wenigstens kleine Blutfauger!

Die Unbequemlichkeiten, die vorläufig noch vorhanden sind, von den Reichsbehörden aber schnellstens behoben werden, sind reichlich aufgewogen durch die Schönheit des Landes und seine üppige Fruchtbarkeit. Für mich Duisburger war es ganz unglaublich, daß ich zu jeder Tageszeit in die Molkerei gehen und Milch trinken konnte, so viel ich wollte, natürlich ohne Marken. Gemüse gab es in reichlichster Fülle und Auswahl. Das Obst wuchs einem förmlich in den Mund. Auf einem Spaziergang brauchte man sich nur ab und zu zu bücken, und man hatte die herrlichsten Früchte zum Imbiß. Tomaten von dreiviertel Pfund das Stück sind da keine Seltenheit. Ich habe in dem großen Schulgarten, der dem Bochumer Kollegen zur Verfügung steht, geschlemmt wie seit Jahren nicht. Das Leben spielt sich wie in Italien weitgehend draußen ab. Das Klima ist nämlich durchaus mittelmäßig. Ich erlebte Tagestemperaturen von mehr als 45 Grad. An den Waldrändern ziehen sich kilometerweit Tamariskenbüsche dahin, und Anis und andere Gewürzpflanzen wuchern als Unkraut. Die Berghänge rings um den Ranner Talkessel prangen im Schmucke gut gezogener Weingärten. Die Nächte sind angenehm abgekühlt, weil das noch wilde Gewässer der Save und ihres Hauptnebenflusses, der Gurk, die Tagesglut rasch mildert. Ueberhaupt ist die Luft so rein, daß die schlimmste Hitze nicht, wie bei uns, brütet, sondern gut zu ertragen ist, wenn man nur nicht allzulange in der prallen Sonne ist. Das Baden in der Gurk war ein herrliches Sondervergnügen. In den drei Tagen bin ich braun geworden wie ein Somali.

Sie merken an meiner Schilderung, daß ich mich in Rann, meiner vorgeesehenen Heimat, trotz allem Mißlichen sehr wohl fühlte und sehr gerne da geblieben wäre. Daran hätte auch die in der Umgebung herrschende Unsicherheit nichts geändert.

Unsere brave SS und die Grünen sorgen ja mit jedem Tage für die weitere Befriedung. Jenseits des Uskokegebirges, im italienischen Gebiet nördlich Laibach, herrschen allerdings noch tolle Zustände. Ich habe an dem Morgen des 30. von 6 Uhr bis gegen 11 Uhr das andauernde Bombardieren der Banden in den Grenzländern gehört und auf einem Spaziergang von den Höhen der Uskokon aus die Drecksfontänen hochgehen sehen. Aber das alles ist ja nur zeitbedingt und vorübergehend. Jedenfalls hat mich Rann so begeistert, daß ich mir beim Reichsstatthalter vorbehalten habe, zu gelegener Zeit dahin überzufiedeln.

Am 1. 9. bin ich in Fürstenfeld eingetroffen. Ich lebe also jetzt etwa 60 Kilometer östlich von Graz, rund 18 Kilometer von der ungarischen Grenze entfernt, im südlichen Burgenland. Der Ort, 7000 Einwohner zählend, Kreisstadt mit großem Hinterland und entsprechendem Verkehr, liegt eingebettet in ein liebliches Tal der östlichsten Alpenausläufer, von weiten Waldungen umrahmt, in einer äußerst fruchtbaren Landschaft. Nahrungsvorgen kennt hier kein Mensch. Andeutungen, unter welchen Umständen unsere tapferen Menschen im Industriegebiet ausgehalten haben und leben, begegnen ungläubigem Lächeln. Was ich an Gewicht verloren hatte, nehme ich hier trotz meiner vielen Arbeit mit jeder Woche zu, dank der vorzüglichen Verpflegung. Ich habe allerdings den Vorteil, mich um Essen und Trinken garnicht kümmern zu müssen, weil ich im Schülerheim wohne und in jeder Hinsicht ausgezeichnet betreut werde.

Das Heim, für 40 Zöglinge ausreichend, liegt abseits der Stadt in einem Park, der sich gleich hinter dem Hause eine etwa 200 Meter ansteigende Höhe hinanzieht, von der aus sich eine wundervolle Aussicht auf die Bergwelt um Graz und zum Semmering hin bietet. Wir genießen eine köstliche Ruhe und eine ganz würzige Luft, die besonders mir nach den Schwierigkeiten der letzten Jahre ganz prächtig bekommt. Die Jungen stammen aus den kleineren Orten des Kreises Fürstenfeld, aber auch aus der weiteren Steiermark bis nach Leoben und Admont, etliche stammen gar aus Graz. Die Mischung ist gut, sie sind leicht zu lenken, anders als unsere Großstadtkinder. An Straffheit in unserem Sinne müssen sie allerdings erst langsam gewöhnt werden, das liegt hier eben nicht »in der Luft«. Die Oberschule zählt heuer (ich lerne schon) 242 Schüler, davon ein Drittel Mädchen. Leider haben wir für die 8 Klassen zu wenige Erzieher, so daß wir auf ungeprüfte Kräfte haben zurückgreifen müssen. Auch meine Frau wird, sobald sie erst hier ist und sich kräftig genug fühlt, Unterricht erteilen können; die Grazer Schulbehörde wird sie mit offenen Armen empfangen. Damit komme ich zu etwas Persönlichem. Nach Rann hätte ich meine Familie nicht nachkommen lassen dürfen, weil das Gebiet eben noch nicht als befriedet gilt. Hier in der Altsteiermark liegt die Sache günstiger. Ich habe bei einer guten Seele zwei behaglich möblierte Zimmer für Frau und Kind gefunden und werde sie demnächst herüberkommen lassen, was uns jetzt besonders leicht fällt. Habe ich doch vorige Woche die schmerzliche Nachricht erhalten, daß der weitaus größere Teil unserer Wohnungseinrichtung, den wir Ende April bei Espey auf Lager gestellt hatten, weil Frau Dr. Specht uns damals als Gäste bei sich aufnahm, bei dem Brande des Espey'schen Lagerhauses Charlottenstraße vernichtet worden ist. Damit haben auch wir unsere Kriegsgüter unter den englischen Bomben bringen müssen. Sie verstehen, daß dadurch die innere Ablösung von Duisburg besonders für meine Frau als Hausfrau wesentlich erleichtert ist. Sonst wäre ja immer ein großer Anteil ihrer Sorge bei unseren Sachen geblieben. Nun müssen wir, wie so viele Volksgenossen, wieder neu aufbauen. Wo? Das muß das Schicksal erst ausweisen. Vorerst haben wir die Hoffnung, daß meine Frau und der Junge sich hier von den Duisburger Bombennächten bald erholen werden.

Den 25. 9. 1942.

Ein wechselvolles Schicksal hat es mir bisher nicht ermöglicht, überhaupt etwas von mir hören zu lassen. In tollem Tempo ging es nach meiner Rückkehr aus

ungewolltem Urlaub bald hierhin, bald dorthin. Allein meine Truppe wieder zu finden, war schon ein Kunststück für sich. Jetzt endlich komme ich etwas zur Ruhe und habe für einige Zeit wohl ein Dach überm Kopf und abends einen geheizten Raum. Hoffentlich hält das eine Zeit lang an. Das ist ja das merkwürdige in diesem blöden Rußland: Tagsüber - auch jetzt noch - heiß, daß man Eier im Dreck kochen kann, sowie aber die Sonne verschwindet, dann so bitterkalt, daß die Zähne klappern und man friert wie im tiefsten Winter. Vor ihm haben wir ja nun doch alle Respekt.

Von mir persönlich ist nicht allzuviel zu erzählen. Ich scheine alles soweit gut zu überstehen. Allerdings hat mir mein Bäuchlein einigen Kummer bereitet, da es mit aller Gewalt alles, was es bekam, in einer allzu schnellen Tonart wieder abgab. Gut zureden half nichts, hungern auch nicht, »Diätkost« (soweit möglich) auch nicht. Da heißt es abwarten und »abnehmen«. Wer mein Bäuchlein gekannt hat, wird baß erstaunt sein, dort jetzt eine Mulde zu finden, in die ein kleines Kopfkissen hineinpaßt. Wieviel teuer erstandene Kilos auf diesem nicht ungewöhnlichen Wege verloren gegangen sind, kann ich auch nicht annähernd sagen. Eine allgemeine Verjüngung scheint jedoch nicht damit verbunden zu sein, da der Spiegel mir untrüglich tiefe Panzergräben im edlen Antlitz zeigt, wo sonst nur leichte Andeutungen von Rinnsalen zu sehen waren. Nur mein Haarwuchs ist üppig und voll, und das ist mein Trost, das letzte Zeichen und der letzte Zeuge einstiger Schönheit.

Nach diesen Betrachtungen etwas mehr von meinem Tageslauf. Wir haben im Augenblick eine sehr ruhige Stellung und hegen im geheimen den Wunsch, es möchte dies unsere Winterstellung sein. Am Steilufer des Don, mit herrlicher Aussicht auf die Donwiesen, nur gelegentliche kurze Besuche des Russen, die schnell und bisher leicht abgewiesen wurden, und dann wieder lange Stunden der Ruhe. Fischfang ist eine begehrte Beschäftigung, Krebse, Stör, Hecht sind unsere Abwechslung in der eintönigen Feldkost. Doch auch für geistige Kost muß gesorgt werden. Die Schäden der Sommeroffensiven müssen getilgt, Vergessenes aufgefrischt, Mann und Gerät wieder auf höchsten Stand gebracht werden. Also Arbeit in Hülle und Fülle. Erfolge habe ich mit meiner Batterie auch gehabt. Neun Ringe zieren die Rohre. Auch die entsprechenden Auszeichnungen sind nicht ausgeblieben: Spange zum EK II, Krone von Rumänien, Flakkampfabzeichen und noch zwei andere weniger wertvolle Auszeichnungen. Die Krone von Rumänien ist ein recht wertvoller und auch sehr hübscher Orden. Freie Bahnfahrt in Rumänien und Anrecht auf 25 ha Land sind damit verbunden. Na, also!

Im Augenblick führe ich eine Abteilung. So ziehen wir in den 4. Kriegswinter hinein. Es ist unheimlich viel geleistet worden. Wer einmal Gelegenheit hat zu sehen, was so hinter der Front geschieht und geleistet wird, der kann ermessen, was es bedeutet, ein Land nicht nur mit der Armee zu erobern, sondern dann auch es zu erwerben und auszubeuten. Ich fuhr neulich dienstlich von meiner Stellung bis zum Dnjepr. Es ist unheimlich, was da gearbeitet wird.